

Noch nie zuvor hatte ich jemanden in meinem Alter so mit einem Erwachsenen reden hören. Ein Punkt mehr, in dem er das genaue Gegenteil von mir war.

Trotzdem landeten wir an jenem Abend hinten im Streifenwagen. Wurden auf den harten, unnachgiebigen Plastiksitzen nach Hause gefahren.

Und ich wusste, ich war zu dem geworden, was ich nie hatte sein wollen.

Einer Diebin.

Easton musterte mich im Halbdunkel des Wagens mit gerunzelter Stirn. »Mach dir keine Sorgen«, sagte er. »Er ruft nur unsere Eltern an, und dann fährt er uns nach Hause.«

Aber das war es doch, was mir Sorgen machte: dass Easton mein Zuhause sehen würde. Die auf Betonblöcke aufgebockten Autos. Den verwahrlosten Garten. Die abblätternde Farbe.

Ich drehte den Kopf, sah aus dem Fenster. Beobachtete, wie die Lichter des Streifenwagens unsere Schule in ein Kaleidoskop aus Blau und Rot tauchten.

Eastons Blick lastete schwer auf mir. »Du kannst das echt gut.«

»Was denn?«, fragte ich, obwohl ich genau wusste, was er meinte. Klauen.

»Klettern.« Er knabberte auf seiner Unterlippe herum. Seine Sommersprossen wirkten im Dämmerlicht dunkler.

Ein Lächeln zupfte an meinen Mundwinkeln. Ich deutete auf eine lange Narbe an meinem Knie. »Von dem Zaun an der Weide der Wilsons.« Dann die nächste Narbe, diesmal an meinem rechten Schienbein. »Da bin ich über das Tor an der Rennstrecke gesprungen.«

»Und die hier?«, fragte er und deutete auf die lange, dünne Linie an meinem Arm.

Ich schwieg kurz. »Da bin ich aufs Dach vom Walmart geklettert.«

Er musterte mich scharf, vermutlich ahnte er, dass ich log. Aber er sprach mich nicht darauf an. Zu lügen war besser, als ihm erzählen zu müssen, wie ich in mein eigenes Zuhause eingebrochen war, weil meine Mom mich vergessen hatte.

Die Fahrertür öffnete sich, und Officer Thomas glitt schnaubend hinters Steuer. »Deine Eltern kann ich nicht erreichen, Ellis. Aber mit deiner Mutter habe ich geredet, Easton. Und du steckst in Schwierigkeiten. Mal wieder.«

Mal wieder?

Der Polizist ließ den Motor an und seufzte so lang und tief, als wäre er schwer erschöpft. Die Schule lag nur wenige Blocks vom Haus der Albreys entfernt, und wir legten die kurze Strecke in bedrücktem Schweigen zurück.

Eastons Zuhause wirkte selbst im Dunkeln hell. Eine weiße Veranda ruhte unter großen Fenstern mit geöffneten Vorhängen. Drinnen waren Menschen zu sehen, die ein Leben lebten, von dem ich nur Momentaufnahmen erhaschen konnte. Der gelbe Anstrich der Fassade wirkte fröhlich, und vor der Veranda blühten riesige Gardenien. Ich lauschte, wie die Reifen knirschend über den Kies rollten und dann langsam zum Halten kamen.

Ein blonder Lockenkopf spähte durch das lange Fenster neben der Haustür. Tucker Albrey. Er war nur eine Klasse über Easton und mir, aber er wirkte so viel älter. Ich hatte gehört, wie die Erwachsenen ihn als frühreif bezeichneten, besaß aber nur eine unklare

Vorstellung davon, was das Wort bedeutete. Tucker verschwand wieder, und ich beobachtete durchs Fenster, wie sich Eastons Mutter mit in die Hüften gestemmen Händen und Wut im Blick vom Küchentresen abstieß.

Als sich die Haustür öffnete und die gesamte Familie in die Auffahrt strömte, stöhnte Easton auf. Instinktiv zuckte ich zurück, als seine zwei Brüder ans Fenster kamen. Sie starrten zu uns auf die Rückbank, als wären wir Zootiere.

»Sandry. Ben«, begrüßte Officer Thomas Mr. und Mrs. Albrey. »Ich bin hier, um euch euren minderjährigen Delinquenten auszuliefern.« Er sagte das in einem Tonfall, als wäre die ganze Angelegenheit ein Witz. »Jetzt muss ich nur noch die kleine Truman nach Hause bringen.«

Mrs. Albreys Blick zuckte zum Auto. »Ellis? Trus Tochter?«

Sie sagte meinen Namen, als wüsste sie genau, wer ich war. »Ich wusste gar nicht, dass Easton mit ihr gemeinsam unterwegs ist.«

Officer Thomas nickte, dann seufzte er laut. »Sie kann klettern wie eine Spinne.«

»Hast du Tru schon angerufen?« Trotz der Hitze rieb sie sich die Oberarme, als wäre es plötzlich kühl geworden.

»Kann ihn nicht erreichen.«

Sie kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen, als sie erst ihren Sohn, dann mich musterte. Selbst im Mondlicht war zu erkennen, dass sie auf eine ganz andere Weise hübsch war als meine Mutter.

»Ich Sorge schon dafür, dass sie nach Hause kommt, Tommy«, sagte sie und legte dem Polizisten eine Hand auf den Arm.

»Aber das sollte unbedingt ich ...« Officer Thomas verlagerte verunsichert das Gewicht von einem Bein aufs andere. Der Kies knirschte unter seinen Schuhen.

»Du willst dich ernsthaft mit Tru herumärgern? Spar dir den Ärger doch einfach.«

Er schien seine Optionen abzuwägen. »Wenn ich mitbekomme, dass du sie irgendwo anders als zu Hause ...«

»Pfadfinderehrenwort.« Sie hielt drei lange, manikürte Finger in die Höhe.

Der Officer warf ihr einen tadelnden Blick zu. »Du warst nie bei den Pfadfindern, Sandry.«

Dixon, der älteste der Albrey-Brüder, kam zu Easton ans Fenster, fuhr sich mit dem Daumen über die Kehle und streckte die Zunge heraus, als wäre er tot, ehe Tucker ihn beiseiteschubste. Dixon war zwar größer als Tucker, geriet aber trotzdem ins Stolpern. Tucker lehnte sich gegen das Fenster und stützte das Gesicht in die Hände. Als sich unsere Blicke trafen, verzog sich sein Mund langsam zu einem Lächeln.

Eastons Faust traf die Scheibe genau dort, wo sich Tuckers Gesicht befand. Statt des Lächelns trat nun Wut in Tuckers Blick, und er schlug mit der flachen Hand gegen das Fenster. Dixon zerrte ihn lachend nach hinten, und die beiden fingen an, sich gegenseitig herumschubsen.

Meine Tür ging auf, und Officer Thomas scheuchte mich nach draußen zu den Erwachsenen.

»Hallo, Mrs. Albrey«, sagte ich mit gesenktem Kopf.

Sie schenkte mir ein warmes Lächeln. »Du kannst gern Sandry zu mir sagen.«

Nervös zupfte ich an meinem alten T-Shirt herum. Das hier war der Moment, in dem Sandry Albrey ihr Urteil über mich fällte. Ob sie mich auf der Veranda auf meine Eltern warten ließ, die niemals kommen würden, oder ob sie mich heim zu unserem dunklen Haus fuhr. Beide Möglichkeiten würden das freundliche Lächeln auf ihren Lippen in ein mitleidiges verwandeln.

»Sie heißt Ellis.« Hinter mir war Easton über die Sitze und zur Fahrtür hinausgeklettert.

»Elvis?«, fragte Dixon. Sein Gesicht ähnelte dem seines Bruders, nur dass ein verwirrter Ausdruck darauf lag.

»Ruhe jetzt«, sagte Mrs. Albrey.

»Ellis«, wiederholte ich und bemühte mich um einen selbstbewussten Ton.

Dixon warf Tucker einen enttäuschten Blick zu. »Mir gefällt Elvis besser.«

»War ja klar, Dixy.« Tucker lachte und wich aus, als Dixon nach ihm ausholte.

»Hast du Hunger, Schatz?«, fragte mich Sandry.

Hatte ich, aber ich schämte mich, das zuzugeben.

Sie schien es trotzdem zu merken. »Magst du Kuchen? Wir haben noch welchen da.«

»Jeder mag Kuchen, Mom«, sagte Dixon.

Ich folgte den Albreys die Verandatreppe hoch in ihr Haus, in dem es nach Zitrone und Zucker roch. Als meine Füße den flauschigen blauen Wurfteppich hinter der Tür berührten, kam es mir so vor, als würde ich eine andere Welt betreten. Riesige Schuhe stapelten sich neben der Tür in dem hellen Foyer, und auf einem Tischchen lagen unzählige Briefe. Es war wie im Film. Ein hellgraues Sofa mit einer weichen, weißen Wolldecke über der Rücklehne. Bücher und Unterlagen kreuz und quer auf dem Esstisch. An der Kücheninsel verputzten die Jungs bereits den Kuchen, Gabeln quietschten über die Keramikform. Ich strich mit der flachen Hand über die kühle Arbeitsfläche aus Marmor und dachte an das abgestoßene Laminat bei mir zu Hause.

Mrs. Albrey pfiiff die Jungs vom Kuchen zurück und seufzte. »Wie die Tiere«, murmelte sie. »Ellis, möchtest du auch ein Stück?«

Tucker hielt mir eine Gabel hin – ein Test. Was ich jetzt tat, würde darüber entscheiden, wer ich in diesem Haus von nun an sein würde. In diesem Haus mit den Riesenschuhen und den weichen Decken.

Meine Finger schlossen sich um die Gabel, und ich nahm einen Bissen von dem Kuchen. Der Bann war gebrochen, und die Jungs aßen weiter. Metall klirrte gegen Metall, als sie sich um die besten Happen stritten. Bei meinem vierten Bissen sah ich hoch. Easton starrte mich mit zusammengepressten Lippen an.

Ich senkte die Gabel.

»Du bist anders, als ich dachte, Ellis Truman.«

Ich zuckte mit den Achseln. Aber tief in mir hallte die Erkenntnis wider, dass Easton Albrey über mich nachgedacht hatte.

KAPITEL 3

Eigentlich gibt es keinen nennenswerten Unterschied zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Dieselben Farben tränken den Himmel. Dasselbe Licht kämpft gegen dunkles, ausgefranstes Blau. Das Problem mit dem Himmel ist, dass sich manchmal nicht genau sagen lässt, wo er anfängt und wo er endet.

Meine Schürze liegt vor mir auf dem Tisch, es sind Kaffee- und Milchflecken von der letzten Schicht darauf. Ich starre auf die E-Mail von der UCSD, in der man mir mitteilt, in welchem Studentenwohnheim ich unterkommen werde. Ist das nun ein Sonnenaufgang oder ein Sonnenuntergang? Ich weiß es nicht.

»Ist deine Schicht zu Ende?«

Obwohl ich die Stimme gut kenne, fahre ich zusammen. Will ist hinter mir aufgetaucht. Er trägt noch sein Namensschild auf der Brust und hält einen Lappen in der Hand.

»Jupp«, antworte ich und blicke hinaus auf den Ozean.

Er zieht sich einen Stuhl neben meinen und setzt sich. »Du hast dein Trinkgeld vergessen, und ich dachte, du könntest vielleicht einen Kaffee vertragen.« Er schiebt mir einen Stapel Eindrillarscheine und einen Pappbecher hin, auf dem mit schwarzem Filzstift mein Name steht. Er bringt mir immer einen Kaffee mit. »Es kommt mir vor, als hätte ich dich ewig nicht mehr gesehen. Wie war dein Abschluss? Ist alles so gelaufen, wie du es dir erhofft hast?«

Seine Frage erscheint mir derart lächerlich, dass ich ihn fragend mustere, weil ich glaube, dass er einen Witz macht. Aber er meint es ernst, so wie fast alles, was er sagt.

Easton würde ihn extrem nervtötend finden.

Ich reibe mir den Nacken und nehme mir fest vor aufzuhören, an Easton zu denken. »Es war ganz schön.«

»Ich habe ein Foto gesehen. Du hast sehr hübsch ausgesehen.« Er wird nicht rot, als er das sagt, und ich frage mich, wie es sich wohl anfühlen mag, solche Dinge einfach so auszusprechen, ohne Angst zu haben. »Meine Familie hat bei meinem Abschluss eine Riesenparty geschmissen. Meine Grandma hat sich betrunken, und meine Mom hat geheult. In meinem Fall ist es also nicht wirklich so gelaufen, wie ich es mir erhofft hatte.«

»Echt?«, hake ich nach, in erster Linie, weil ich glaube, dass es das ist, was Will von mir hören will.

Tatsächlich legt er umgehend mit einer seiner Geschichten los, und anstatt richtig zuzuhören, beobachte ich, wie sich sein Mund bewegt, sich aufgeregt um die Worte schließt. Ohne es zu merken, rückt Will meinen Becher zurecht, das ist so ein Tick von ihm, und ich stelle mir vor, wie er mich mit diesen Fingern berührt. Mit diesen Lippen. Wie er meinen Namen flüstert.

Ich frage mich, ob sich eine andere Ellis, eine Ellis, die Easton nie begegnet ist, vielleicht in jemanden wie Will verlieben könnte. Will ist hartnäckig geblieben, als alle anderen, die versucht haben, sich mit mir anzufreunden, längst aufgegeben hatten. Er ist ein guter Mensch. Verlässlich. Liebenswürdig.

Er hat was Besseres verdient als mich.

Ich erkenne an Wills Lächeln, dass er mich dabei erwischt hat, nicht zugehört zu haben.

»Tut mir leid«, murmle ich, auch wenn das nur zur Hälfte stimmt.

Er atmet stockend ein. »In einer Stunde bin ich fertig hier. Wollen wir vielleicht was essen gehen? Tacos oder so?«

»Sie hat heute Mittag schon was vor. Und sie mag lieber Burritos.«

Ich drehe mich auf meinem Stuhl um und sehe Tucker lächelnd hinter mir stehen. Er trägt Shorts, Flipflops und ein T-Shirt, das die Tattoos auf seinen schlanken Armen entblößt.

»Tucker.« Will begrüßt ihn mit einem gezwungenen Lächeln.

Tucker hebt zum Gruß seinen Kaffeebecher und zieht sich ebenfalls einen schweren Metallstuhl heran, der laut über den Betonboden schabt. Aber er scheint es nicht mal zu bemerken.

Will beobachtet stirnrunzelnd, wie Tucker es sich neben mir bequem macht. Offenbar begreift er, dass unser Gespräch beendet ist. »Sehen wir uns morgen?«, fragt er.

Ich nicke, während er schon aufsteht und wieder nach drinnen geht.

»Du brichst dem armen Jungen das Herz.« Tucker sieht ihm nachdenklich nach. »Eigentlich ist er ganz süß. Und er hat immer Kaffee für dich. Du könntest es schlechter treffen.«

»Wie großzügig von dir. Kann ich irgendwas für dich tun?«

Er mustert mich irritiert, was mich überraschend nervös macht. »Ich hab dir getextet.«

Und ich habe seit gestern nicht mehr in meine Nachrichten geschaut, die sich inzwischen zu einem ganzen Berg an besorgten Fragen nach meinem Wohlergehen angehäuft haben müssen. »Ich hatte zu tun.«

Er verdreht die Augen, dann wird sein Blick ernst. Tucker der Ernste macht mich noch nervöser als Tucker der Irritierte. Bisher habe ich ihn nur ein paarmal zu Gesicht bekommen. Wie damals, als wir von Indiana nach Kalifornien gezogen sind. »Der 4. Juli rückt näher.«

Der bloße Gedanke, er könnte glauben, das sei mir nicht bewusst, ist absurd. Denn der 4. Juli ist mehr als nur der Unabhängigkeitstag. Er ist gleichzeitig auch Sandry Albreys Geburtstag. Und jedes Jahr veranstalten die Albreys eine Art Superparty.

»Mom wird fünfzig.« Tucker streicht mit den Handflächen über die Tischplatte.